

DAS MAGAZIN

NR. 16 21. BIS 27. 04. 2001 TAGES-ANZEIGER

BAUERNSTERBEN

Das Ende einer Lebensform



Rinderwahnsinn, Strukturwandel, Preiszerfall: Die Schweizer Bauern sind unter Druck, täglich verschwinden sieben Landwirtschaftsbetriebe. Auch die Wüthrichs aus Kerzers gaben ihren Hof auf. Hatten sie keine andere Wahl? Text Balz Theus Bilder Tomas Wüthrich

BAUERNOPFER



Drei Monate vor der Hofschliessung: Hans und Ruth Wüthrich haben sich eben mit dem benachbarten Bauern über die Verpachtung ihres Landes geeinigt.

An der Schwelle des neuen Jahrtausends, als die vom Volk verordnete Sanierung der schweizerischen Landwirtschaft durch das eben in Kraft getretene neue Landwirtschaftsgesetz zusätzlichen Auftrieb erhielt, schrieb der Berner Fotograf Tomas Wüthrich vom Elend des Bauernsterbens, einem Begriff, der in sämtlichen offiziellen Verlautbarungen fehlt und schamhaft hinter der Bezeichnung Strukturwandel versteckt wird.

Der junge Wüthrich setzte den Titel: «Hof Nr. 4233» über eine Sammlung von Fotos aus dem bäurischen Alltag und notierte: «Der Hof mit der Betriebsnummer 4233 gehört meinen Eltern. Er liegt in Kerzers, einem Dorf am Rande des Grossen Mooses im freiburgischen Seeland. Zum Hof gehören etwas mehr als 6 ha Land und ein Stück Wald. Seit fast 30 Jahren betreiben meine Eltern dort Milchwirtschaft und Ackerbau. 1971 haben sie geheiratet und gemeinsam den elterlichen Hof meiner Mutter übernommen. Bald darauf entschied sich mein Vater, den Gemüseanbau aufzugeben und in die Milchwirtschaft zu investieren. Sie vergrösserten den Stall und bauten ein zusätzliches Silo. Daneben pflanzten sie Getreide, Zuckerrüben und Kartoffeln an.»

«Seit dieser Zeit hat die Landwirtschaft eine starke Entwicklung durchgemacht, bei der mei-

ne Eltern nicht mithalten konnten. Infolge ihrer viel zu arbeitsintensiven Produktionsweise und wegen des Preiszerfalls bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen rentiert der Betrieb seit Jahren nicht mehr. Um der neuen Tierschutzgesetzgebung zu genügen, müssten grosse bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Diese Investitionen machen bei der Grösse ihres Betriebes keinen Sinn. Hans und Ruth sind gezwungen, ihn im April 2000 auslaufen zu lassen. Wie ihnen geht es vielen Bauern in der Schweiz; Hans und Ruth stehen stellvertretend für eine Art und Weise zu bauen, die im neuen Jahrtausend keine Zukunft mehr hat.»

Mit freundlichen Grüssen vom Kanton Dem Bauern Hans Wüthrich hatte der Kanton geschrieben: «Sehr geehrter Herr Wüthrich. Ihren Brief vom 8. Dezember 1999 haben wir erhalten und mit Interesse zur Kenntnis genommen. Wir stellen fest, dass Sie am 1. Mai 2000 den Betrieb aufgeben und danach keine Tiere mehr halten werden. In Anbetracht dessen betrachten wir Ihren Betrieb als saniert.»

Operation gelungen, Patient gestorben. Der Kanton blieb cool. Das hier war ein völlig geschäftsmässiger Vorgang. Der Kanton schickte

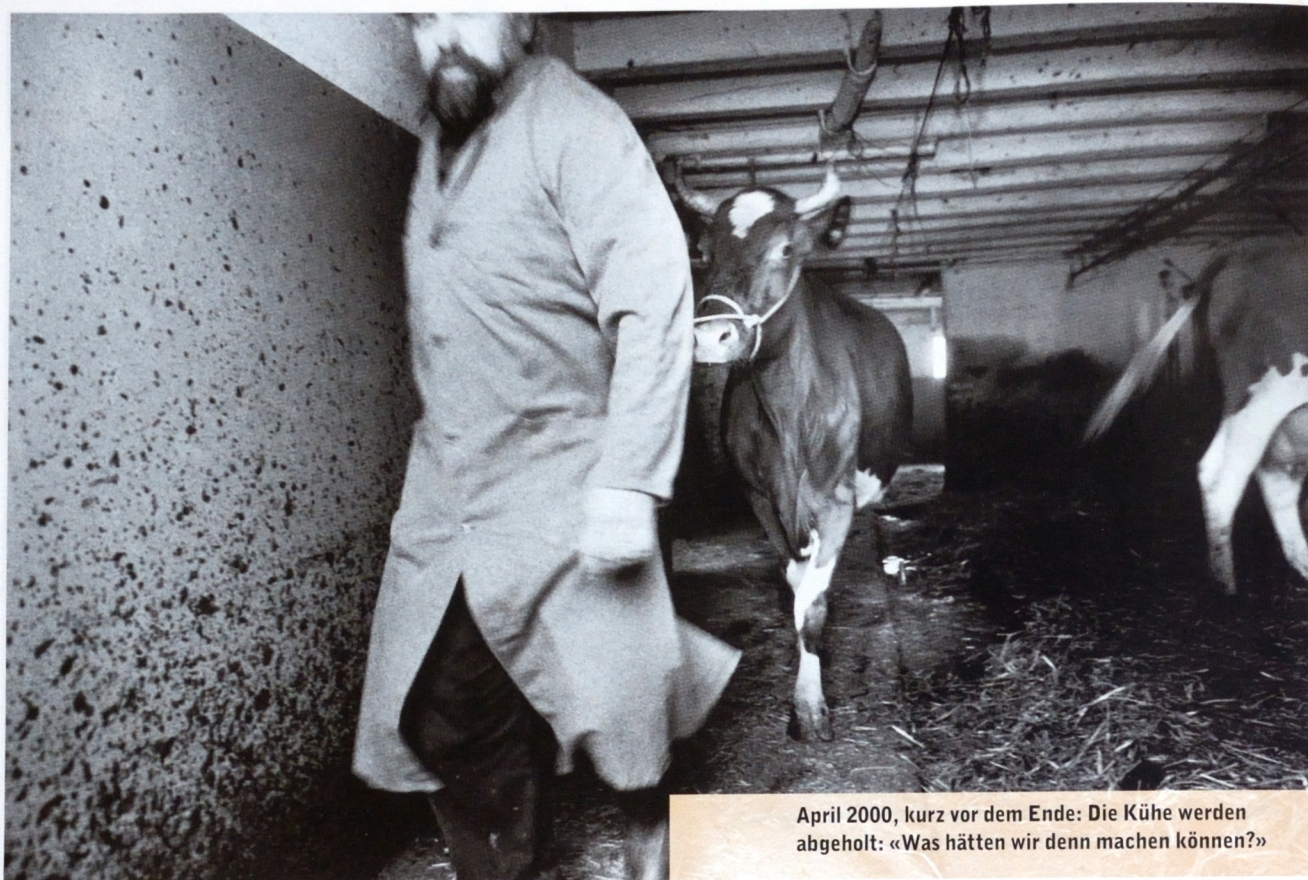
Juni 1999, Ruth Wüthrich beim Heuen: «Wo hätten wir die immer teureren Maschinen kaufen wollen?»



Februar 2000, Aufräumarbeiten nach dem Sturm «Lothar»:
«Alles ging so tífíg, man kanns fast nicht verkraften.»

Traktorfahrt zum Holzen in den Wald:
«Hier ist Rüeblliland, Rosenköhliland. Arbeit hats genug.»





April 2000, kurz vor dem Ende: Die Kühe werden abgeholt: «Was hätten wir denn machen können?»

freundliche Grüsse und empfahl sich für ergänzende Angaben und weitere Auskünfte. Einmal hatte ein Wirt dem Bauern Wüthrich gesagt, er sehe ihn nur immer arbeiten: «Tuesch gäng nume wärche.» Wüthrich erwiderte, deswegen sitze er nie am Wirtshaustisch. Da beschied ihm der Wirt, die er schaffen sehe, stünden ihm trotz allem näher als jene, die er in seiner Gaststube gäng herumschnorren höre.

Als er das AHV-Alter erreichte und deswegen nach dem Gesetz die Direktzahlungen des Bundes eingestellt wurden, hätte der Bauer Wüthrich, fast wie als Hobby, gerne ein wenig weitergemacht. «Ich dachte mir: Ich bin noch gut zwäg, ich möchte ganz vermindert noch vielleicht vier Kühe halten, so lange ich mag, und das wäre zur Freude gewesen für mich selbst, und das hätte man dann noch lange geschafft.»

Es war sein letztes Vorhaben, das im Gestrüpp neuer Verfahren und Verordnungen stecken blieb. Einschneidende Änderungen haben sich im Lauf der Zeit als unüberwindliche Hindernisse vor Bauer und Bäuerin aufgebaut. Eines Tages war fertig Viehexport – wegen BSE. Eines Tages war fertig Zuckerrüben – weil die Zuckerfabrik unter dem Titel höherer Wirtschaftlichkeit grössere Einzellieferungen wollte. Das hätte neue Umstellungen und Investitionen erfordert.

«Da sagte ich: Ich hör grad auf.»

Eines Tages war fertig Hårdöpfel – weil die Annahmestelle, um mehr Effizienz bemüht, die Kartoffeln nur noch in grösseren Kisten entgegennahm und die herkömmlichen Säcke nicht mehr akzeptierte.

«Käner Säck. Richted nech ii.»

Mangel an geeignetem Land verhinderte den Bau eines Laufhofs für Kühe und Rinder und schränkte die Möglichkeit ein, sie im Sommer auf die Weide zu treiben. Für den Bund war das der Grund, seine Direktzahlungen auf ein Minimum herabzusetzen. Mit diesen Zahlungen vergilt er der Landwirtschaft gemeinwirtschaftliche und besondere ökologische Leistungen, die er im Fall der Wüthrichs nicht mehr als gegeben erachtete.

«Dabei konnte man überhaupt nichts tun. Hier ist es gar nicht möglich, etwas zu tun. Es gibt nicht mehr Platz. Aber das hilft einem nichts: Man muss die Regeln einhalten. Und man ist auf die Direktzahlungen angewiesen. Und sie geben sie nur denen, die ihre Vorschriften einhalten. Die die Leistungen erbringen, die sie halt einfach befehlen. Ja, darauf ist man angewiesen.»

«Tir tüet nid so, wie mir wei, und da gids bis zletscht ebe grad nüt meh.»

Es war das einzige Mal in einem langen Gespräch, wo etwas wie Empörung aus seiner Stim-



Innert weniger Minuten ist der Stall leer: «Es ist fast so, wie wenn man ein Kind weggeben würde.»

Abschied von den Tieren: «Wir betrachten Ihren Hof somit als saniert», stand in einem Brief vom Kanton.





Hans Wüthrich und der Viehhändler: Alle Tiere sind verkauft, doch der Preis ist enttäuschend.



Ruth Wüthrich im leeren Stall.
«Es tut auch nachher noch eine Zeit lang weh.»

me klang. Hans und Ruth Wüthrich sind ohne Pause 30 Jahre lang Seite an Seite durch jeden einzelnen Tag gegangen. Heute ist sie 59. Er ist 68. Sie standen zusammen im Stall, sie pflegten zusammen das Vieh, sie fuhren zusammen auf dem Traktor, gemeinsam holten sie im Wald, gemeinsam ernteten sie die Früchte des Feldes. Die Natur trug ihnen lange Arbeitszeiten auf, und die Arbeit schweisste sie zusammen. Sie waren wie eins. Es gab fast nichts, was sie nicht gemeinsam getan hätten, schweigend, deutend oder sprechend, je nach Stimmung. Nun sassen sie in ihrer hellen Küche am Tisch, auf dem ein Wachstuch liegt und erzählten vom Niedergang, hin und her, ein eingespieltes Pingpong, «ging alles so tiftig, man kanns fast nicht verkraften».

Ein rares Exemplar: ein pensionierter Bauer!

Der Bauer Wüthrich lachte. Er verwies auf seine AHV-Rente. Er zeigte auf die Frau neben ihm und erklärte: «Nur die Mutter bekommt sie noch nicht. Die ist noch zu jung.»

Die Bäuerin sagte, sie gehe seit langem ein wenig den Gmüeslern helfen, die hätten gämg so stossweise Arbeit. Salat schneiden, morgens um halb fünf, oder Rüebli rüsten. Sellerie zum Verkauf fertig machen. Sie fuhr fort, und er ergänzte sie. Er erklärte, und sie spann den Faden wei-

ter. Sie redeten wie aus einem Mund. Gleichmässig flossen die Sätze durch die Landschaft ihres Lebens:

«Ich dachte, ich könne eigentlich gut noch echli öppis tun, nachdem wir mit dem Eigenen aufgehört hatten. Das ist gar nicht so einfach. Im Behindertenheim haben sie feste Arbeitszeiten, und mein Mann sagte, er möchte lieber nicht, dass ich mich dort anbinde. Wir konnten in all den Jahren kaum einmal zusammen fort. Eins von uns musste die Kühe melken. So ging er meistens alleine z Berg. Das ist nun vorbei. Jetzt gehen wir zusammen.»

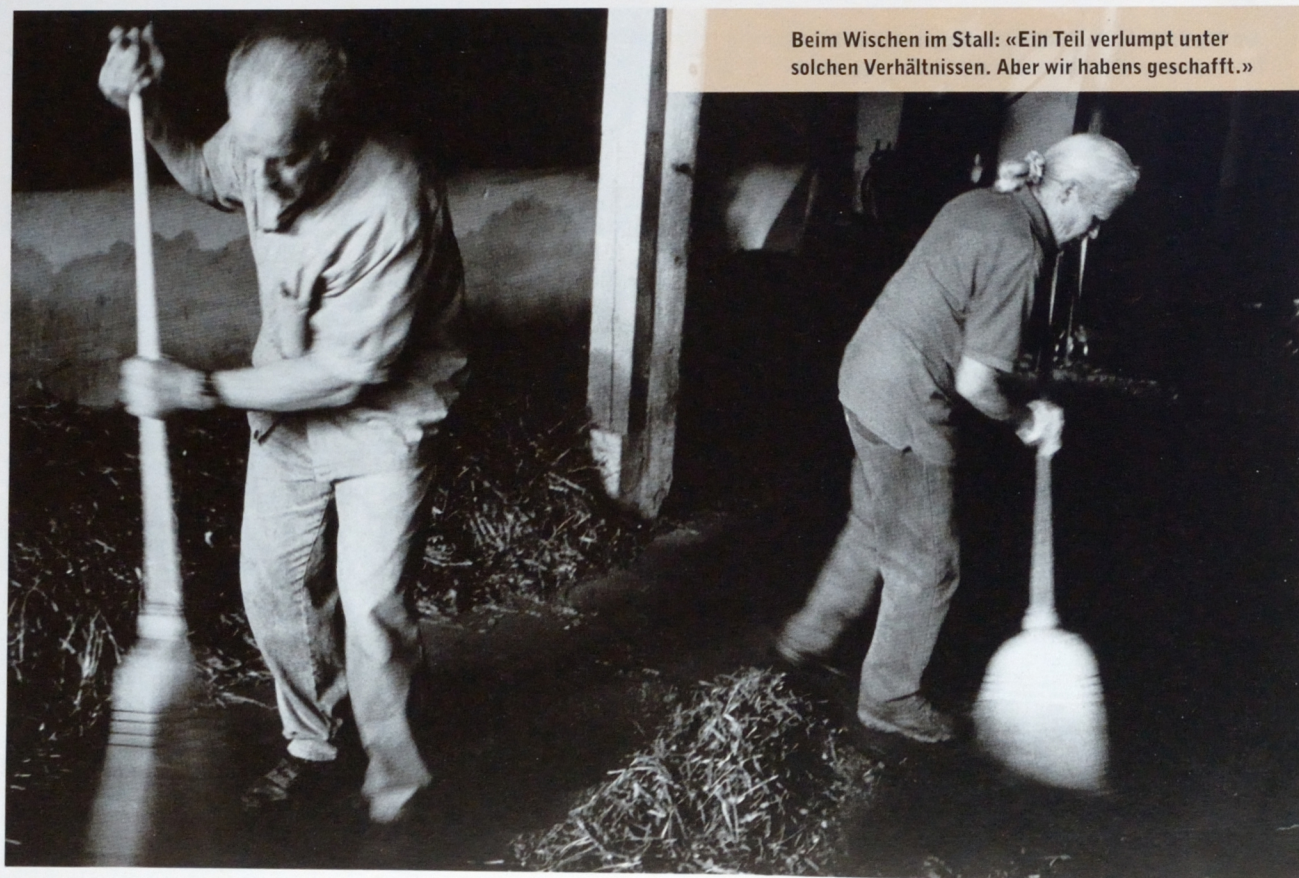
«Einen Wildbach betrachten und so schön: die wahrhaft freie Natur! Versteht Ihr: Ich hätte nicht sein können, ohne im Sommer drei- oder viermal auf den Berg zu gehen. Hab immer gespürt: Jetzt muss ich hinauf, und nichts hält mich zurück. Ob das Wasser noch so gesund ist und die Luft noch so gut, das kann man nicht wissen, aber die Wege dort oben – die sind immer noch gleich. Die Wege kann man nicht so gleitig ändern, und auch die Bäche rauschen wie immer. Ich glaube, sie sollten ein bisschen hingehen und schauen, was was ist. Diese Computerleute, die nur noch Numeros im Grind haben, würden so vielleicht ein bisschen normaler.» →

Am Tag danach. Der Stall ist fertig geputzt und frisch geweißelt: «Aber wir sind beide noch gesund.»

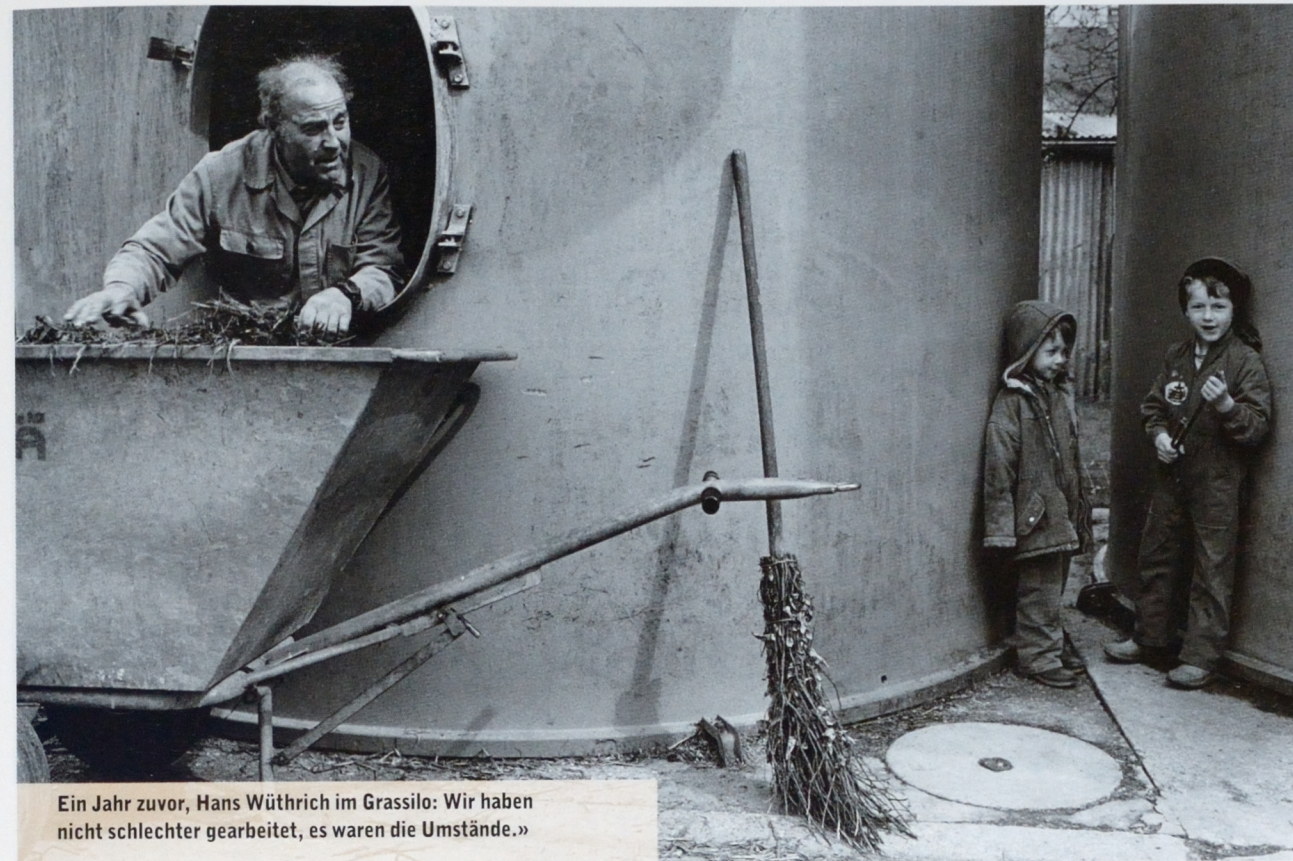




Von den Kühen verbleiben nur die aufgewickelten Schwanzschnüre: «Unsere Zeit ist nicht alle Zeit.»



Beim Wischen im Stall: «Ein Teil verlumpt unter solchen Verhältnissen. Aber wir habens geschafft.»



Ein Jahr zuvor, Hans Wüthrich im Grassilo: Wir haben nicht schlechter gearbeitet, es waren die Umstände.»

«Er sagte, er könne jetzt, so grad nach der Betriebsaufgabe, nicht andern Bauern helfen gehen. Das sei noch zu schwer. Dann ist dem Nachbarn der Jugoslawe ab. Er ging im Herbst und sagte, er sei in zehn Tagen wieder da. Man hat ihn nie mehr gesehen, und das Wetter war so, dass man Leute brauchte. Da ist mein Mann dann doch helfen gekommen. Mit der Maschine haben wir Karotten ausgetan.»

«Arbeit hats genug hier. Salat waschen, wenn die Ausländer fehlen, und im Herbst kommt der Rosenkohl. Das geht über ein Fließband, die brauchen ziemlich viele Leute. Vor dem Zweiten Krieg hatten sie Lauch und Chabis. Dann fings mit Salat und all dem andern Zeug an. Hier ist Rüebli-land, Rosenköhl-land. Es gibt nicht viel, wenn man den Bauern hilft, aber immerhin.»

«10 Franken Stundenlohn.»

«So kann man zuletzt doch dies und jenes zahlen.»

«Er stammt vom Oberland, und ich bin hier aufgewachsen. Hier bin ich zur Welt gekommen. Mein Vater hat hier gebauert, sowie alle meine Vorfahren hier im Ort gebauert haben, soweit zurück man das verfolgen kann.»

«Und ich bin von Aeschi bei Spiez. Bin eigentlich Bergbauer mit Leib und Seele und 1970 da achi gekommen.»

«Wegen mir.»

«Habs nicht bereut, auch wenn es nicht grad einfach war. Hier haben sie Ackerbau und Gemüse und nicht einfach nur Tierhaltung wie bei uns. Und die Berge echli weit fort, an denen man hängt. Dann kommt man da hin, das Betriebli ist da, aber so klein, und man hat kein Geld, um sich breit zu machen. Ein Teil verlumpt grad unter solchen Verhältnissen, aber wir habens geschafft. Wir wussten: Man muss so mauern, wie man Steine zur Verfügung hat. Wir haben uns nichts zu Schulden kommen lassen. Wir taten das Möglichste. Mehr hätte man nun mal nicht tun können. Echli umgebaut, dass wir mehr Stall hatten, das Silo gemauert da draussen, aber mehr lag einfach nicht drin.»

«Das Land hier ist bekannt für sein Gemüse: das Grosse Moos. Aber dann haben wir ds Gmües bald la sii. Wo hätten wir die immer grösseren und immer teureren Maschinen kaufen wollen? Wo wäre bei uns Platz gewesen, um sie zu versorgen? Wir hatten noch nicht mal einen Schopf, und die Traktoren im Grosse Moos wuchsen ins Riesenhafte. Da haben wir uns auf das beschränkt, was man hier machen konnte.»

«Was wir selber machen konnten.»

«Was wir selber machen konnten. Wir hatten nie Angestellte.» →



Beim Mittagessen in der Küche: «Diese Computerleute, die nur Numeros im Grind haben.»

«Unseren Buben haben wir noch in ihrer Schulzeit beigebracht, dass das hier dann wahrscheinlich keine Zukunft hat.»

«Einmal bin ich mit ihnen mit dem Traktor ins hintere Feld gefahren, es waren alle beide drauf, und ich habe still gehabt. Die Gmüesler hatten ihre Regenhasen an, es war nass, und ich sagte den beiden: Wenn einer von euch bauern will, dann müsst ihr Spezialitäten pflanzen, etwas, das die Grossen mit der Maschine nicht machen können, vielleicht Schnittlauch oder so Zeug, wir haben keine grosse Fläche, und dann müsst ihr dann auch so im Freien draussen im Regen gruppen und das Zeug abhauen, wie die da. Sie machten grosse Augen, die beiden; lieber nicht, sagten sie, und ich war auch zufrieden.»

«Wir haben schon bald einmal gesagt: Für uns zwei gehts grad, aber es ist grad Zeit, dass wir dann aufhören.»

«Denn nicht wahr, die Jungen müssen heute Unternehmer sein. Sie zwingen sie dazu. Sie haben gar keine Wahl. Sie sind Unternehmer, und sie überlisten die Natur ein wenig. Sie holen das Maximum aus dem Boden, damit sie vielleicht ein bisschen Schulden abzahlen können. Und in den Wäldern liegt das Holz herum, dass es eine Schande ist. Das sind die Zeichen der Zeit. Sind sie gut? Sind sie schlecht? Ich weiss es nicht. Wir

können das nicht sagen. Aber irgendjemand wird es einmal beurteilen können: Haben wir die Weichen gut gestellt oder nicht? Unsere Zeit ist nicht alle Zeit.»

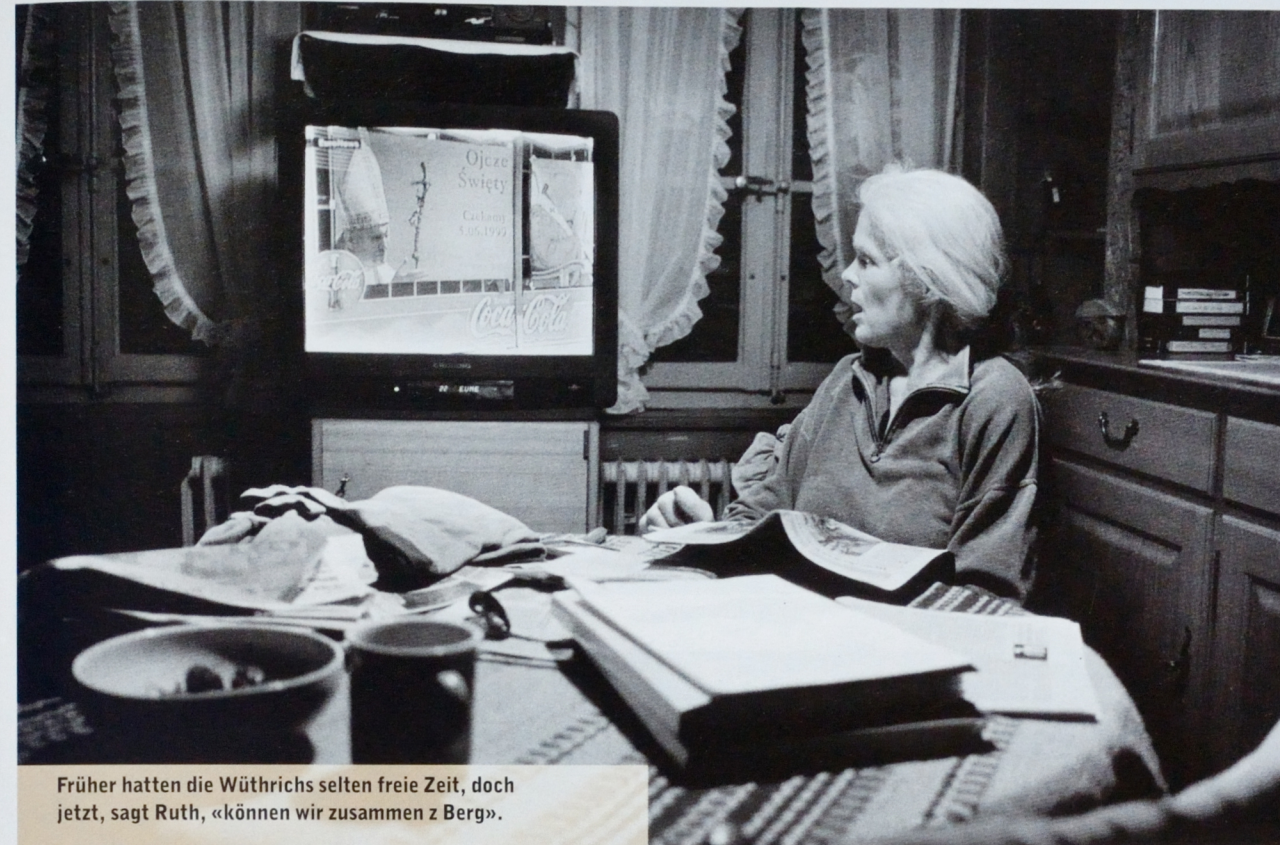
«Uns haben sie gesagt: Lue, du bist nicht Eigentümer, auch wenn du selber Land hast. Du bist Verwalter. Du musst das Land weitergeben in der besten Verfassung. Die Nächsten wollen auch noch pflanzen. Die Nächsten wollen auch noch essen.»

«Es ist nicht nur beim Boden so. Beim Vieh gehts weiter. Was verlangt man doch heute von einer Kuh! Was sollte die nicht alles leisten! Oder eigentlich auch die Leute: Auch die Leute sollen zu viel leisten, und das wirkt sich aus. Man sieht auf allen Gebieten: Noch manches Unternehmen würde ganz gut rentieren, aber nein, nein, das muss fort, weg mit dem Zeug, das gibt grad ein paar Millionen.»

«Was hätten wir denn machen können mit unserem kleinen Hof?»

«Wir haben nicht schlechter gearbeitet. Das sah man unserem Land an. Es waren die Umstände.»

Wir bekamen nichts mehr für unsere Produkte. Die Schere ging immer weiter auf. Das Motormäherli, ein Blechli am Mähbalken, das Ladewägel: Was man reparieren lassen musste, ist



Früher hatten die Wüthrichs selten freie Zeit, doch jetzt, sagt Ruth, «können wir zusammen z Berg».

stets teurer geworden. Rechnung über Rechnung, und unseres ging gäng zurück.»

«Das Mindeste, das wir je für eine Kuh erhielten, waren 400 Franken.»

«Das war, als BSE frisch war und gar nichts mehr ging.»

Der Anfang vom Ende Der Bauer Wüthrich, als er in jungen Jahren zu seiner Frau ins Unterland zog, nahm vom Oberland drei Kühe und drei Gusti mit. Schon als Elfjähriger hatte er gebauert, vor und nach der Schule. Dann war er Knecht geworden. Sechs Sommer lang pachtete er einen Berg und betrieb seine eigene Alp, mit Kühen, Rindern, Mast- und Aufzuchtälbern. Über Klüften und Schründen lernte er, mit seinen Tieren umzugehen, dass sie ihm folgten, wenn er voranschritt. «Was soll man tun, wenn es so stotzig hinaufgeht und sie nicht weiterlaufen? Man muss machen, dass sie einem nachlaufen. Und zwar das ganze Jahr. Man muss so zu ihnen sein, dass sie kommen, wenn man sie ruft.»

Auf dem Frauengut in Kerzers begannen morgens um fünf die Tage, und kaum einer war vor acht am Abend fertig. Sieben Stunden dauerte nur schon die tägliche Arbeit im Stall. Obwohl sie ein Tal- und kein Bergbetrieb waren, lebten sie auch von der Viehzucht. Kühe und Rinder aus

ihrer Zucht gingen nach Italien und Deutschland, bis die Schweiz den Beitritt zum EWR ablehnte und die ersten Fälle von BSE Europa alarmierten. Jetzt kamen diese Exporte zu einem Stillstand. – «Vo da wäg, das können wir ehrlich sagen, haben wir nichts mehr verdient.»

Der Bauer Wüthrich, während die Zeit zerrann, dachte immer wieder an seine Alp. «Mis Bärgli», nannte er sie. In seinem Betrieb wurde nichts fortgeworfen. Jedes Dingeli wurde gebraucht und verwertet. Noch jedes Fotzelbitzli, noch jedes Lumpebitzli an der hintersten Ecke seines Landes mähte er säuberlich ab; kein Halm blieb zurück, wenn seine Frau den Rechen darüber gezogen hatte.

So waren sie durchgekommen. Am Anfang hatten sie ein Einkommen, mit dem sie zufrieden sein konnten. Sie pachteten etwas Land dazu und mieteten zusätzlichen Raum, der ihnen während vieler Jahre nützlich war. Als er gekündigt wurde und kein Ersatz sich anbot, erwarben sie einen Gemüsetunnel, 30 Meter lang und 10 Meter breit, deckten ihn mit Blachen und stellten ihre Geräte und Fahrzeuge unter. Die Behörde berief sich auf den Landschaftsschutz und drohte mit einer Busse von 30 000 Franken, wenn diese Einrichtung nicht wieder entfernt werde. Nun standen die Maschinen schutzlos im Freien. →



Das ehemalige Bauernpaar besichtigt einen Rohbau, der auf ihrem früheren Pachtland steht.

Es war die Einsicht, dass sie zu den Verlierern gehörten, die sie schliesslich zur Aufgabe bewog: Von der Entwicklung zermürbt, ohne Hoffnung auf eine Besserung der Verhältnisse, entschlossen sie sich zur Radikallösung. Sie behielten nur noch das Haus. Das Land gaben sie in Pacht. Ein Händler holte die Tiere ab. Die Landmaschinen gingen für ein paar Franken an portugiesische Landarbeiter, die sie gelegentlich nach Portugal schafften: Händelpflergraber, Bodenfräse, Motormäher, Traktor, alles, fertig furt.

Unvereinbare Ziele? In einem schmucklosen Betonklotz in der Stadt Bern befindet sich das Bundesamt für Landwirtschaft. Im 2. Stock hat Jürg Jordi, Chef Information/Kommunikation, sein Büro. Er kennt die Probleme, die mit der Reformpolitik im Agrarbereich einhergehen, aber er vertritt auch die Meinung, dass die Reform Chancen biete und vielen Betrieben neue Perspektiven eröffne: «Es gibt Betriebe, die sehr gut leben können von der Landwirtschaft. Ihre Wettbewerbsfähigkeit hat sich verbessert. Und die Bauern sind auf dem Weg, die ökologischen Ziele zu erreichen.»

Jordi sagt: «Es ist klar, dass es Betriebe hat, die schwer kämpfen müssen. Das könnt Ihr in so einem Prozess nicht ausschliessen. Wenn man die Wettbewerbsfähigkeit fördern möchte», er-

klärt Jordi, «wenn man Anpassungen macht Richtung Markt, lässt es sich nicht vermeiden, dass weitere Bauern die Landwirtschaft aufgeben müssen. Das will ja nicht heissen, dass Häuser verschwinden, Familien zerstört werden oder die Fläche nicht mehr bewirtschaftet wird.»

«Wenn man Nahrungsmittel im Inland produzieren will», sagt Jordi, «muss Gelegenheit sein, rationelle Maschinen einzusetzen. Das braucht Land. Das bewirken nicht einfach nur die Rahmenbedingungen des Staates. Da hat auch der technische Fortschritt seinen Anteil. Und dieser Prozess ist nicht neu. Schon seit Jahrzehnten müssen Bauern aufgeben, weil ihr Betrieb keine Zukunftsperspektiven bietet.»

Der Staat vollführt mit seiner Agrarreform einen Hochseilakt. Die Bundesverfassung nennt die Ziele: Die Landwirtschaft soll durch eine nachhaltige, auf den Markt ausgerichtete Produktion einen wesentlichen Beitrag leisten zur sicheren Versorgung der Bevölkerung, zur Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen, zur Pflege der Kulturlandschaft und zur dezentralen Besiedelung des Landes.

Es fällt schwer, in diesen Zielsetzungen keine Widersprüche auszumachen. Harter Wettbewerb und die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen sind schwerlich unter einen Hut zu brin-

DURACELL
ULTRA M3

**DIE KRAFTVOLLSTE
ALKALI-BATTERIE DER WELT.**

ENTDECKEN SIE DIE NEUE DURACELL ULTRA M3. DIE BAHNBRECHENDE M3-TECHNOLOGIE VERLEIHT IHR EINE NOCH LÄNGERE LEBENSDAUER UND MACHT SIE ZUR KRAFTVOLLSTEN ALKALI-BATTERIE DER WELT.*

*Generell beste Leistung, besonders in Geräten mit hohem Stromverbrauch. © 2001 Duracell Inc.
Verbrauchte Batterien bitte der Verkaufsstelle zurückgeben.